

Robert onn Henrich

Im 19. Und 20. Jarhundert lebten in Dreiborn zwei Brüder. Echte Originale über die noch heute Geschichten erzählt werden. Schon 1960 veröffentlichte der Lehrer Raimund Schumacher folgende Anekdoten.

Zwei echte Eifeloriginale: Robert und Heinrich

Von Lehrer Raimund Schumacher, Einruhr, 1960

Zu einer Zeit, als unsere Eifeldörfer noch fast alle eine nächtliche Brandwache unterhielten, hatte Dreiborn einen fest angestellten Nachtwächter. Diesem oblagen die verschiedensten Tätigkeiten: er mußte nächtliche Ruhestörer zur Raison bringen, die Straßen von Betrunknen freihalten, Leute, die vor Tagwerden geweckt sein wollten, frühzeitig aus den Federn klopfen, die Nachtstunden ansagen, das Dorf vor Dieben und Brand schützen.

Nun war der Nachtwächter Robert Wolter, am Ende der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geboren, ein Original, wie es sie heute nicht mehr gibt. Sein Bruder Heinrich, der mit ihm ein kleines Häuschen bewohnte, stand ihm darin nicht nach. Robert hatte einen

durchaus sauberen Charakter, war dienstbeflissen, korrekt und hilfsbereit, andererseits immer zu einem Streich aufgelegt. Seine Gutmütigkeit war dergestalt, daß sie sich mitunter mißbrauchen ließ, während Heinrich sich in diesem Punkte resoluter zeigte.

Robert nahm sein Amt recht ernst. Seine Dienstauffassung spiegelte sich nicht zuletzt in seiner „Paradeuniform“ wider. Er besaß eine Briefträgermütze, einen Bahnbeamtenmantel, ein Militärkoppel, einen Säbel der Polizei des 19. Jahrhunderts, einen Trommelrevolver, als Brandsignal ein ausgedientes Kuhhirtenhorn, eine Bergmannslampe, einen selbstgefertigten Knotenstock und ein riesiges Pfeifen- und Flötenbündel. Gewöhnlich genügten ihm aber für seine

nächtlichen Wachgänge
Brandhorn, Knotenstock, Lampe
und Pfeifenbündel, und — der
Witterung entsprechend —
Mantel und Mütze.

Für die Ansage jeder
Nachtstunde bediente sich
Robert einer anderen Pfeife. 10
Uhr, 11 Uhr und die
Mitternachtsstunde kündete er
durch einen einfachen, doppelten
und dreifachen Pfeifenton an.
Zum Ende der Geisterstunde
ertönte ein tiefes, langgezogenes
Flöten melodisch auf einem
anderen Instrument. Und so hatte
jede weitere Nachtstunde ihr
eigenes Zeichen.

Seinen Weckdienst — die
wenigsten Leute besaßen schon
eine Weckuhr — versah er mit
peinlicher Pünktlichkeit und
erheblicher Ausdauer. Hier
bediente er sich einer
unanständig schrillen Trillerpfeife,
die selbst einen Toten hätte
erwecken können. Manch einer,
der sich nur zum Scherz wecken
lassen wollte, hat sich über
seinen eigenen Witz ärgern
müssen, denn Robert klopfte und
lamentierte so lange an der Tür,
bis man sich am Fenster zeigte
oder wenigstens die Lampe
anzündete, was bei den
Petroleumlichtverhältnissen des
19. Jahrhunderts recht
umständlich war.



Heinrich und Robert Wolter in voller Montur

Junge Burschen, die der Wildmut
plagte, stellten sich häufig sinnlos
betrunken und legten sich
nachts, wenn Robert auf Posten
war, in die Gosse und gröhlten.
Und Robert, schwer unter der
Bürde seines Amtes keuchend,
fuhr die Scheinbierleiche auf dem
Schubkarren nach Hause, wo
diese mit einem Scherz auf der
Zunge lachend hinter dem Hoftor
verschwand.

Oft war bei Robert und Heinrich
auf der Bude allerhand los. Das
junge Volk versammelte sich
gerne dort und unterhielt sich
selbst und die Alten köstlich.
Robert wurde dann gefoppt und

zu allerhand unbedachten Äußerungen herausgefordert. Er führte ein Rapportbuch, in das er alle nächtlichen Vorkommnisse eintrug. Dieses Buch wurde gerne von den Burschen durchgeblättert, wo dann auf einer Seite zu lesen war: „In der Nacht vom . . . zum . . . zwei verdächtige Subjekte verfolgt, zwei Schüsse abgefeuert und mehrere Hiebe erteilt.“ Nun ja, hin und wieder ging ihm die Phantasie durch die Lappen.

Die beiden fristeten ein kärgliches Leben. Häufig schickten die Dorfbewohner ihre Kinder mit einer „Seng“, mit einem Brot oder einem Sacktuch voll Fladen und Kranz vom Fest zu ihnen ins Haus. Nun hatten die beiden aber die Angewohnheit, alles, was man ihnen brachte, sogleich zu verzehren. Aber auch darin wollte jemand ihnen einen Streich spielen und schickte ihnen eine riesige Schüssel voll Schweinespeck und Wurst. Anschließend beobachtete er durch das Fenster folgende Begebenheit: Robert und Heinrich setzten sich zu Tisch und machten sich über die Schüssel her. So saßen sie lange und Futterten schweigend Wurst und Speck. Schließlich legte Robert sein Besteck beiseite. Schaut Heinrich ihn an und fragt: „Robert, meenste, mer zwöngen

et net?“ — „Nee, Henrich, mer zwöngen et net!“ — „Robert, ich meenen, wenn du dat do noch äß, on ich dat he noeh äß, dann zwöngen mer et wall!“ Da nahm Robert wieder Messer und Gabel auf und dann haben sie den ganzen Kump „schnackjemaat“.

Als einmal der Hunger groß war, versuchten sie, Heu zu kochen. Sie nahmen dazu das beste „Grashalmheu“, das auf dem Schuppen war, kochten es lange mit den erforderlichen Zutaten, gestanden aber später: „Mer könnt et jot köjje, ävver schlecke könnt mer et net!“

Robert bezog für seinen Wachdienst zwar ein Gehalt, das aber zu wenig zum Leben und zuviel zum Sterben war. Die allzukleine Landwirtschaft brachte auch nichts ein. So hatten Robert und Heinrich eine Wiese gemäht und Heu gemacht, das eine gute Wegestunde abseits vom Dorf in einer Schlucht lag. Ein Fuhrwerk zum Einholen mußten sie mieten, und der Abtransport führte über Erkensruhr, an Einruhr vorbei über Morsbach und Herhahn zurück nach Dreiborn, eine Strecke von etwa 15 Kilometern Länge, da die steilen Hangwege nicht befahrbar waren. Nun hatten die Dorfburschen die beiden aufgedreht und gezankt, das Heuholen lohne sich nicht, das Fuhrwerk sei zu teuer, der

Weg zu weit und die Zeit zu kostbar. Also probierten Robert und Heinrich das aus. Im Geiste spannten sie das Fuhrwerk an, dann spazierten sie im Ochsentempo zu ihrer Heuwiese. Dort hielten sie sich so lange mit Nichtstun auf, wie es wohl dauert, einen Heuwagen zu laden. Auf dem langen Heimweg vergaßen sie die Verschnaufpausen und auch diejenigen nicht, die bei einem Ochsen unverhältnismäßig lange dauern. Spät am Abend kehrten sie heim und stellten fest, daß sich das Einholen wirklich nicht lohne. Am nächsten Tag machten sie den Weg noch einmal und verbrannten das Heu. Liegenbleiben durfte es nicht. Das ging wider ihren Ehrbegriff.

Einmal brannte in Dreiborn ein Haus ab. Noch aufgeregter als hilfsbereit wollten sie retten helfen, was noch zu retten war. Aus der „Schmäng“ — das war ein Fliegendrahtschränkchen, in dem die Milchsüsseln abgestellt wurden, von denen früher der Rahm abgeschöpft wurde, als es noch keine Zentrifugen gab — nahmen sie behutsam die „Schmängdöppchen“ aus Steingut, trugen sie vorsichtig bis zum Fenster, schütteten bedächtig den kostbaren Inhalt in den Hof und feuerten dann die

Döppen zum Fenster hinaus, daß die Scherben nur so flogen.



Robert onn Heinrich vor ihrem Häuschen

Dann gingen sie nach Maria Wald beichten. Hinter Gemünd bestaunten sie eine unwahrscheinlich große „Flatt“, die ihnen schier den Weg versperrte. „Robert, kick ens, wat en grueße Köhflatt!“ „Heinrich, dat es ken Köhflatt, dat es en Oßflatt!“ — „Nee, Robert, et es en Köhflatt!“ — Nee, en Oßflatt!“ So gingen sie disputierend weiter und konnten sich nicht einig

werden. Lange waren sie an Wolfgarten vorbei und bald am Ziel ihrer Reise, aber immer noch waren sie sich nicht im klaren, und der Disput nahm allmählich gefährlichere Formen an, da machten sie kehrt und wanderten zurück zum Streitobjekt. Hier entschied Robert auf Grund seiner Schätzungen des Fassungsvermögens eines Rindermastdarmes, daß es eine Oßflatt war. Dann gingen sie befriedigt wieder in Richtung Maria Wald und verrichteten dort ihre Beichte.

Heinrich war ein musikalisches Naturtalent. Er blies auf der Klarinette so gut wie auf Horn und Tuba, strich die Geige, zupfte Gitarre, maltraktierte eine Ziehharmonika und sang. Auch komponierte er nach Laienart im Volkston. Den Leuten gefiel das, und oft hörte man ihn auf Kirmessen, bei dörflichen Festen, in Familienkreisen oder abendlichen Dorfgesellschaften. Als 83jähriger Greis antwortete er auf die Frage, ob er denn auch noch singen könne: „O ja, so hoch das Radio es bringt ohne zu schreien!“

Mittags und zur Mitternacht ertönte aus ihrem Haus ein ohrenbetäubender Lärm. Ein gutes Dutzend von großen und kleinen Schlaguhren — auf die Minute pünktlich — setzte mit Glocken und Geläuten ein. Uhren

waren der beiden Steckenpferd. Sie reparierten sie selber, bauten sie aus-, in- und durcheinander. Aus zwei rettungslos verworfenen Werken bastelten sie ein neues, fehlende Zahnräder feilten sie nächtelang aus Messingplatten, und nicht eher ruhten sie, bis das Werk lief, auf die Minute genau. So verlangte es ihr Ehrbegriff.

Robert und Heinrich waren auch Totengräber. Und wie der liebe Gott es so will: Robert starb auf dem Friedhof. Winter war es, der Friedhof von hohen Schneewehen zugedeckt, ein eisiger Nordwest pfiff über die Dreiborner Höhen. Heinrich hackte in einem frisch ausgeworfenen Grab, Robert stand droben und hielt Nachschau. Plötzlich jedoch schwieg er. Heinrich, über das Verstummen des Bruders beunruhigt, stieg aus der Grube. Wegen seines weit vorgerückten Alters bediente er sich dabei eines Leiterchens. Nach dem Hergang befragt, sagte er später: „Do soß Robert en der Wäd (Wachte) on wor duet.“

Heute gibt es solche Menschen nicht mehr. Oder sind es nur der Nachruf, die Zeit und die Überlieferung, die aus einem ehemals durchaus normalen Menschen ein „Original“ machen? Wir glauben, unser fortschrittliches, vor allem so

„ernsthafte“ und eiliges
Jahrhundert sei kein Nährboden
mehr für das Aufwachsen solch

beschaulicher Menschen. Oder
bilden wir uns das nur ein?

Ich kenne aus Erzählungen auch noch folgende Geschichte:

Die beiden Brüder kochten eine Suppe. Alles musste schnell gehen, denn der Hunger war groß. Ein Nachbar schaute vorbei und bemerkte: Bei der Rindfleischsuppe ragten die beschlagenen Füße des alten Ochsen aus dem auf dem Herd stehenden Topf, bei der Hühnersuppe waren es die Hühnerfüße.

Liest man diese alten Geschichten, fühlt man sich unweigerlich an die Zeiten von Mark Twain, Tom Sawyer und Huckleberry Finn erinnert. Wer weiß, vielleicht hätte sich auch in der Eifel ein berühmter Schriftsteller sein Glück gemacht, wären die Menschen damals in der (land)wirtschaftlich stark benachteiligten und ärmlichen Eifel, nicht mit ihrer ganzen Kraft mit dem Überleben beschäftigt gewesen.

Sicher kamen in den letzten hundert Jahren Anekdoten von Robert onn Henrich dazu, deren Wahrheitsgehalt wohl im Dunkel der Geschichte liegt. Eines haben Robert onn Henrich aber geschafft: Auch wenn ihr Haus längst abgerissen und ihre Gräber lange eingeebnet sind. Die beiden Brüder sind bis heute nicht vergessen und wenn es nach mir geht, bleiben sie auch die nächsten hundert Jahre der Hintergrund für amüsante Geschichten aus Drommer.

Gerd Wolter, Drommer, 2020